

Sigrid Damm

Ein heißer Sommer

Frühjahr 2009.

Mein Aufenthalt in Calw liegt sechs Jahre zurück. Vom 16. Mai bis zum 16. August 2003 war ich dort, genau dreiundneunzig Tage.

Ein heißer intensiver Arbeitssommer, eine ausgefüllte glückliche Zeit, wie ich mich erinnere.

Als mich die Einladung der Calwer Hermann Hesse-Stiftung erreichte – der Vorsitzende der Findungskommission Egbert Hans Müller rief mich an und fragte, ob ich das Stipendium annehmen wolle –, sagte ich freudig zu.

Ich war mitten in der Arbeit an den "Tage- und Nächtebücher aus Lappland". Einem Buch, das ich mit meinen beiden Söhnen machte. Eine schwierige Dreierunternehmung, ein Experiment, das Bilder und Texte zusammenführte.

Mir schwebte Calw als ein Paradies des Nichtstuns vor. Ich wollte ausatmen, umhergehen, beobachten, die Stadt, ihre Bewohner, die Landschaft der Umgebung; wollte alles als Spielraum für Augen und Beine nehmen, die kleinen Verpflichtungen, die man als Stipendiat hätte, erfüllen, und lesen und lesen, vielleicht endlos Hermann Hesse. Auf keinen Fall wollte ich ein Vierteljahr an einem Buch arbeiten.

Aber es kam anders. Die "Tage- und Nächtebücher aus Lappland" waren abgeschlossen und zur Frühjahrsmesse 2002 erschienen.

Bedrängt von meinem Verlag, über Friedrich Schiller zu schreiben und fasziniert von der Lektüre seiner Werke und Briefe, entschloß ich mich Ende 2002, meinen bisherigen Aversionen gegen Schiller nachzugehen.

Über Nacht tauchte Calw in ein anderes Licht. Es war Schwaben, der Raum von Schillers früher Kindheit und Jugend, der seiner Eltern, seiner Schwestern. Marbach, Lorch, Ludwigsburg, Schwäbisch Gmünd, Schloß Solitude, Hohenasperg, Leonberg, Gerlingen, Clever-Sulzbach. Alles lag – wie ich auf der Landkarte sah – nicht weit entfernt, alles könnte ich von Calw aus erreichen.

Hat die Aussicht, für ein Vierteljahr in der verführerischen Nähe zu Schillers Orten, seinem Sprachraum zu sein, nicht vielleicht meine Entscheidung, über ihn zu schreiben, mitbestimmt? Mir schien plötzlich das Stipendium ein Zeichen zu sein.

Und meine Vorfreude auf Calw war groß.

Eine Schwierigkeit aber gab es. Mein Vorhaben mußte geheim bleiben. Im Schreibprozeß kann ich – was immer es ist – außer mit engen Freunden nicht darüber sprechen.

Wie aber war das zu bewerkstelligen? Und würde man dieses Schweigen nicht als Arroganz, als Künstlerallüre auslegen?

Was tun?

Noch vor meiner Ankunft vertraute ich mich Prof. Bernhard Zeller, dem Ehrenvorsitzenden der Calwer Hermann Hesse-Stiftung an. Ihn kannte ich vom Marbacher Archiv, hatte ihn stets hilfsbereit, aufgeschlossen und verständnisvoll erlebt.

Ich rief ihn an, erklärte. Er begreife das gut, erwiderte er.

Eine Pause entstand. Dann sagte er, er böte mir aus seiner Privatbibliothek die Schiller Nationalausgabe für meine Calwer Zeit an. In Berlin war, wie in

jeder Bibliothek, diese Ausgabe lediglich im Lesesaal einzusehen – ein mühevolleres Unterfangen.

Ich machte innerlich einen Luftsprung bei der Aussicht, diese umfassende wissenschaftliche Ausgabe stets verfügbar zu haben.

Das Schweigen über den Arbeitsgegenstand sei legitim, damit stünde ich nicht allein, sagte Bernhard Zeller leichthin.

Und er selbst verrate niemandem etwas. So wurde er durch sein großzügiges Angebot zum wichtigsten Helfer und zugleich zum Komplizen meines Geheimnisses.

Ankunft in Calw. Zum Begrüßungessen für die neue Stipendiatin – alle Jury – Mitglieder und die Vertreter der Stadt sind anwesend – erscheint Professor Zeller mit einer dicken Aktentasche. Nach dem Essen entnimmt er mir – etwas abseits – ein in Packpapier gewickeltes großes Paket. Mit heiter verschwörerischer Miene gibt er es mir und ich lasse es in meine vorsorglich mitgebrachte Tasche gleiten.

Es sind die ersten Bände der Schiller Nationalausgabe.

Die nächsten Bände hole ich aus Marbach. Frau Zeller kocht Spargel, wir trinken reichlich Whisky und am Abend fahre ich mit S-Bahn und Bus mit fünf Bänden Schiller im Rucksack nach Calw zurück.

Bernhard Zeller bestimmt: der Rucksack-Transport sei zu schwer. Und so sind es meine Marbacher Freunde Nina und Karlheinz Fingerhut, die mit dem Auto in Gemüseboxen die restlichen Bände nach Calw bringen.

Jeder neue Band löst einerseits eine Leseorgie aus. Andererseits läßt die stete Verfügbarkeit des Materials mich ganz gelassen die Erzählstruktur des Buches aufbauen und ihr folgen. Und darüber hinaus kann ich den Besuch der Orte des

Geschehens und das Erzählen darüber in zeitlicher Übereinstimmung ideal arrangieren.

Das Geburtshaus in Marbach. Die Häuser in Lorch, in denen die Familie mit dem heranwachsenden Schiller zur Miete wohnte. Schwäbisch Gmünd, wo Schillers Vater eine zeitlang als Werbeoffizier arbeitete. Johann Kaspar bringt seinen dreizehnjährigen Sohn zur Karlsschule. Ich kann den Weg von Ludwigsburg nach Schloß Solitude nachvollziehen. Ebenso Schillers Fluchtweg aus Württemberg. Eine der Schwestern erkrankt an Typhus, Schillers Vater erliegt seinem Krebsleiden. Ich fahre mit meinen Ludwigsburger Freunden Brigitte und Walther Reitz nach Gerlingen, wir suchen die Gräber, es gibt sie nicht mehr, wir finden die Gedenktafel an der Kirche: *Johann Kaspar Schiller 7. Sep. 1796* und *Karoline Christiane Schiller 23. März 1796*. Schillers Mutter zieht nach dem Tod ihres Mannes nach Leonberg; wir gehen durch den Pomeranzengarten am Schloß, im Sonnenlicht stehe ich vor der Tafel: *Hier wohnte Schillers Mutter von 1796 bis 1801*.

Das Pfarrhaus in Cleversulzbach, in dem später Eduard Mörike leben und seine Gedichte schreiben wird. Hier verbringt Elisabeth Dorothea Schiller – schon schwerkrank – bei Schwiegersohn und Tochter ihr letztes Jahr, hier stirbt sie 1802. Der kleine Friedhof unweit von Pfarrhaus und Kirche. *Schillers Mutter* steht auf dem Stein. Auch Mörikes Mutter stirbt in Cleversulzbach, im Jahr 1841. Ein zweiter Stein erinnert an beide Frauen.

Ludwigsburg. Das Mauclersche Haus in der Hinteren Schloßstraße, heute Mömpelgardstraße 26, vor dem Schiller mit den Nachbarskindern spielte. Die barocke Kirche, in der er am 26. April 1772 konfirmiert wurde. In der er am 14. September 1793 seinen ersten Sohn taufen ließ. Stuttgarter Straße 26, das Grundstück hinter dem Cotta-Haus, auf dem sein Vater Experimente mit der Obstbaumzucht machte.

An einem Sommerabend – ich bin bei meinen Freunden zu Gast – erklingt während der Ludwigsburger Schloßfestspiele Händels Feuerwerksmusik im Freien und es schließt sich ein Feuerwerk an, das in meiner Vorstellung dem gleicht, das Herzog Carl Eugen einst auf Schloß Solitude zu Ehren seiner ausländischen Gäste veranstaltete und in dessen Schutz der vom Landesherrn mit Schreibverbot gestrafte und in Mannheim triumphal gefeierte Autor der "Räuber" die Flucht aus Stuttgart wagte.

Die Orte des Geschehens, die ich mit Augen und Füßen erfahren muß.

Ist es einzig die Vergangenheit, die mir bei den Wanderungen durch die Räume lebendig wird? Lebe ich mit den Toten? In gewissem Sinne ja.

Die Vergangenheit bedrängt die Gegenwart, überlagert sie. Die Nähe der Zeit vor zweihundert Jahren, die Ferne der Jetztzeit. Ich bin zweigeteilt. Es ist stets ein Zustand des Schwebens, irrational und befremdlich.

Die Zeiten streiten miteinander um ihr Vorrecht, nur selten reichen sie sich die Hand.

Während meiner Stipendiatenzeit in Calw aber tun sie es, für mich überraschend. Eine friedliche Koexistenz, Vergangenheit und Gegenwart halten sich in schönster Weise die Waage.

Calw, die Stadt im Grenzbereich zweier großer Landschaften, dem Nordschwarzwald und dem oberen Gäu. In einem Talkessel gelegen, durchzogen von der Nagold, einem in ein steinernes Bett gezwungenen schnell fließenden Fluß.

Mein erster Abend in Calw. Ich erinnere mich. Der ansteigende Markt mit seinen schönen Fachwerkhäusern, die engen Gassen mit Fachwerk, die Giebel sich scheinbar zueinander neigend.

Überall spielende Kinder. Rufen, Lachen, Kreischen. Dorlen und Brummkreisel drehen sich. Bälle fliegen. Seilhüpfen ist angesagt. Wie lange habe ich das nicht gesehen, ich fühle mich in meine Kindheit versetzt.

Fangen und Verstecken wird gespielt. Aber nirgends höre ich auf deutsch ein Eins – Zwei – Drei: ich komme. Italienisch kann ich ausmachen, türkisch, kroatisch, russisch, manches vermag ich nicht zuzuordnen. Auch auf dem großen Spielplatz neben der Gartenwirtschaft unten an der Nagold ein heiteres Lärmen und Toben. Und das gleiche Sprachgewirr.

In einer Gasse, die zum Markt zurückführt, sehe ich einen Jungen – er ist etwa zehn Jahre alt – einem kleinen Mädchen Tanzschritte vorführen. Die Kleine – sie kann höchstens drei sein – wiederholt die Schritte exakt und mit einer unnachahmlichen Grazie, wie ich sie nur von Afrikanern, den Jungen und Mädchen aus Namibia kenne, die ich im Kinderheim der SWAPO in der Nähe von Güstrow tanzen sah.

Am nächsten Abend das gleiche Schauspiel. Ich spreche die beiden an. Elisa heißt das schwarzäugige tanzende Figürchen und der Knabe ist ihr Bruder und heißt Timmi. Er passe auf seine Schwester auf, erklärt er mir gewichtig.

Ich treffe sie noch oft. Ihre Großmutter, eine Sizilianerin, betreibt einen kleinen Laden, in dem ich manchmal ein Eis kaufe. Immer sehe ich, wie Timmi sich um seine Schwester bemüht. Nur einmal sitzt er auf der Stange vor dem Haus, läßt mißmutig die Beine baumeln. Elisa hockt heulend auf der steinernen Schwelle. Auf dem Marktplatz, keine fünfzig Meter entfernt, findet ein Rockkonzert statt. Aber Timmi darf seinen Aufsichtsposten nicht verlassen.

Der erste Eindruck nimmt mich für Calw ein: die spielenden Kinder, denen die Altstadt gehört. Wo gibt es das noch oder wieder?

Tagsüber dann die Einkaufsgeschäftigkeit, das Marktgeschehen, Fußgängerströme von und zum Bahnhof der Nagoldtalbahn, von und zu den Bushaltestellen, den Parkplätzen und Parkhäusern.

Und inmitten dieser Altstadt die Wohnung der Hermann-Hesse-Stiftung. Am unteren Markt, wenige Minuten vom Bahnhof entfernt. Drei Treppen hoch, unterm Dach.

Ein kleines Nest, geschützt und abgeschirmt.

Im Gegensatz zu meinem Quartier während meiner Stipendiatenzeit 1999 in Rom in der Casa di Goethe, das mir bis zuletzt fremd und leicht unheimlich bleibt, gefällt mir diese Wohnung sofort. Ich räume um. Der Schreibtisch kommt in das hintere ruhige Zimmer vor das Fenster. Im Wohnraum verbleibt nur die Computerplatz. Ich laufe mehrmals zum Markt, die üppigen Stände der Blumenhändler, ich kaufe zwei große Topfpflanzen auf den Fußboden zu stellen, blühende keine Töpfe für die Fensterbänke in der Dachschräge und Sträuße für Küche und Wohnzimmertisch.

Die Bücher finden ihren Platz. Der moderne Bürostuhl auf Rollen macht täglich die Reise vom hinteren in den vorderen Raum und zurück.

Ich bin angekommen.

Das im Talkessel liegende Calw. Vom Schreibtisch aus der Blick über die Giebel der Fachwerkhäuser auf einen bewaldeten Bergrücken in der Ferne.

Und direkt unter mir eine Terrasse. An einem der ersten Tage erscheint ein junger Mann auf ihr, ruft einen Gruß zu mir hinauf. Er redet mich mit Frau Schütz an. Ich sage, Helga Schütz ist abgereist, ich bin die nächste Stipendiatin. Wir lachen und stellen einander vor.

Er sei Piet Schaber, mein Nachbar, er stehe zur Verfügung, wann immer ich ihn brauche. Unsere Kommunikation über die Terrasse hält das Vierteljahr über an. Stets die Frage, ob er etwas tun könne. Und zuweilen suche ich seinen

Rat in Alltagsdingen. Oder tausche mich mit ihm über Beobachtetes aus. Frage auch. Eine gute Nachbarschaft.

Wenn ich schreibe, sind die Worte, die ich mit Piet Schaber über die Terrasse wechsele, für Tage die einzigen, die ich spreche.

Zwei Wochen nach meiner Ankunft kommt der erste Satz aufs Papier. Und als meine 79jährige Freundin Christine Razum mich zu Pfingsten besucht, lese ich ihr – das allererste Mal überhaupt – aus dem am Jahresende begonnen Manuskript vor, auch die wenigen in Calw geschriebenen Seiten. Ich bin aufgeregt, hocke im Schneidersitz auf dem Bett, lese, blicke auf, laure bei jedem Satz auf die Reaktion meiner Zuhörerin. Ich weiß, sie ist unerbittlich in ihrer Kritik und zugleich begeisterungsfähig.

Aufatmen, ich bekomme Rückenwind.

Für das Weiterschreiben beglückend. Am 20. Juni kann ich ein Kapitel abschließen, am 26. Juli das nächste. Mein Arbeitsrhythmus: früh am Morgen schreiben, mit Bleistift oder Füller, das Geschriebene in den Laptope tippen, dann die Seiten ausdrucken und im Ausdruck mit Hand korrigieren. Am Nachmittag das Material für den nächsten Tag zusammenstellen: suchen, lesen, suchen. Am Abend dann muß das im Kopf herumwirbelnde Material sortiert werden, der erste Satz oder nur eine Ahnung davon muß für das Schreiben am anderen Morgen da sein und in etwa die Gedankenabfolge.

Dazu ist Nichtstun notwendig.

Wenn es regnet, hört man Musik und liegt, an die Decke starrend auf dem Sofa. Im hohen Norden, im schwedischen Holzhaus des Sohnes in Rognäs, saß ich, als ich an "Christiane und Goethe" schrieb, von Ende August bis Oktober Abend für Abend am brennenden knisternden Kaminfeuer, warf Scheit um Scheit hinein. In dem Sommermonaten aber, in den hellen Nächten des Nordens, lief ich stundenlang durch die einsame menschenleere Landschaft.

Die Bewegung des Körpers, die Füße schaffen den idealen abendlichen Freiraum. Ist der erste Satz und die Gedankenabfolge annähernd oder in Umrissen da, hat man den Zipfel für das Schreiben am nächsten Morgen und kann sich in die Landschaft fallen lassen und sie genießen. Oder umgekehrt, man taucht in die Landschaft ein, gibt sich ihr ganz hin und die Ruhe läßt mit einemmal Sätze und Abfolge kommen.

Bewußt hatte ich, als Egbert-Hans Müller mich nach meinen zeitlichen Wünschen für das Stipendium fragte, den Sommer gewählt. Juni und Juli, die Monate, in denen es lange hell bleibt und man draußen sein kann.

Die zu meinem Arbeitsrhythmus gehörenden abendlichen Gänge.

Und Calw selbst mit seiner Jetztzeit? Die Stadt, die mich eingeladen hat?

Die vielen Verführungen.

Himmelfahrt, ein freier Tag. Als ich von einer Wanderung mit Brigitte Struzyk, Stipendiatin in Edenkoven, zurückkomme, ruft Piet Schaber über die Terrasse, das Stuttgarter Sinfonieorchester eröffne in einer halben Stunde die Spanische Nacht. Ich habe den überfüllten und abgesperrten Marktplatz gesehen. Er biete mir einen Fensterplatz in der ersten Etage seines Hauses an.

Wanderschuhe gegen andere getauscht. Den Zopf neu geflochten. Ich nehme die Einladung an.

Er erklärt mir, wie ich die Absperrung umgehen, das Haus durch einem hinteren Eingang unter der Terrasse erreichen kann.

Freunde sind da. Es wird gegessen und getrunken. Ich lerne die alten Schabers kennen, die Eltern, die dem fast 40jährigen gerade die Leitung des Modegeschäftes Schaber übertragen haben. In dem 1694 erbauten Haus richtete bereits 1697 ein Mann namens Christoph Meyer ein Einzelhandelsgeschäft ein, bis heute ist es ein Handelshaus.

Ich weiß, das große schöne Fachwerkhaus Markt Nr. 6 ist das Geburtshaus von Hermann Hesse. 25000 Besucher seien im Hesse-Jahr 2002 durch sein Haus gegangen, hat er mir erzählt.

Ich frage. Eine Tür wird geöffnet, schließt sich hinter mir. Hesses Geburtszimmer. Der Sohn des Missionars Johannes Hesse und seiner Frau Marie, geborene Gundert. Ein schlichter, fast leerer Raum. In der Mitte eine große flachliegende Tafel. Schriftzüge in verschiedenen Sprachen. Rundherum frische Blumen.

Anderentags und dann fast jede Woche leiste ich mir den Luxus, vier Stunden am Nachmittag in der Sauna zu verbringen. Ich fahre dazu mit der Eisenbahn nach Bad Liebenzell.

Immer sind die gleichen Leute da, der Mann mit dem einen Arm, der seine Frau drei Jahre gepflegt hat, der mit dem Filzhut, der vor jedem Aufguß ein Gedicht aufsagt, die hübsche Saunawartin, die von Beruf Grafikerin ist und dazu verdienen muß.

Im Schwitzraum sind die Hausgärten das beherrschende Thema. Heftige Debatten, welche Tomatensorte die beste sei, ich werde in die Geheimnisse von Düngung und Schädlingsbekämpfung eingeweiht und lerne einiges über Vor- und Nachteile verschiedener Rasenmäher-Typen. Und stets werden die Wetteraussichten hin- und hergewendet.

Die Mundart, das Schwäbische, die kleinen Verschiebungen, die den unterschiedlichen geografischen Räume geschuldet sind. Ich strenge mich an, alles zu verstehen. Höre Schillers Mutter sprechen, zuweilen auch seinen Vater und die Schwestern; niemals aber gelingt es mir, Friedrich Schillers Stimme auch nur annähernd in mir lebendig werden zu lassen.

Begegnungen mit den Stadtvätern von Calw.

Nach einer Ausstellungseröffnung mit Bildern von Richard Ziegler lädt mich der Oberbürgermeister Werner Spec nach Hirsau in die Klosterschänke ein.

Wir kommen an dem großen leerstehenden Gebäude im Tal vorbei. Einst eine Textilfabrik. Die Arbeitgeber in Calw schwinden. Die Erwerbslosenzahlen steigen. Die Firma Bauknecht sei vom Whirlpool-Konzern geschluckt, dieser habe seine Produktion nach Italien verlegt.

Hermann Hesse als Touristenmagnet? Der ungeliebte Sohn der Stadt, der Nestbeschmutzer?

Warum nicht? Werner Spec lacht, man verschweige die Widersprüche ja keinesfalls. Und dann erzählt er, sichtlich mit Stolz, vom Hermann Hesse-Jahr 2002, den vielen Unternehmungen in Calw selbst, dem Lesemarathon, dem Rockkonzert der Steppenwolf-Gruppe, dem Grußwort des Dalei Lama zum Hesse-Jubiläum, erzählt von den Besuchern aus dem südindischen Kerala, der Wirkungsstätte von Hesses Großvater Hermann Gundert, von der Reise der Calwer nach Indien, von den weltweiten Feiern zu Hesses 125. Geburtstag.

Die Spuren des Hesse-Jahres sind überall in der Stadt noch sichtbar.

Das Denkmal. Auf der Brücke über der Nagold, der Nikolausbrücke, steht Hermann Hesse. Nicht auf einem Podest, nicht überlebensgroß, sondern sympathisch nah, mit Schlips und Anzug und runder Brille, eine Hand in der Hosentasche, in der anderen seinen Hut; so, als mache er beim Spaziergang einen Moment Halt und sehe sich um.

An Häuserwänden kann man in großen Lettern Sätze von ihm lesen: ...
*UND HÖRTEN BEIDE DEM WASSER ZU/ WELCHES FÜR SIE KEIN
WASSER WAR/ SONDERN DIE STIMME DES LEBENS/ DIE STIMME DES
SEIENDEN/ DES EWIG WERDENEN*

Eine Leseinsel gibt es. Blumen, Stauden, Ruheplätze, eine kleine Oase inmitten der Stadt. Ein Wasserlauf, der freigelegte Hagbrunnenbach, schlängelt

sich hindurch. Die Quelle des Baches ist überwölbt. Hält man den Kopf in die feuchte Höhlung, kann man die Stimme Hermann Hesses vernehmen.

Im neu eröffneten Hesse-Museum am Markt lausche ich, wie der Dichter in altertümlicher Weise mit getragener Stimme seine Verse vorträgt. Vergeblich suche ich im Museum ein Dokument über die Freundschaft Hesses mit seinem Verleger Siegfried Unseld. Sehe die Gemälde Hesses vor mir, die Unseld in dem unteren großen Raum seines Hauses in der Klettenbergstraße in Frankfurt hat.

Im Georgäum höre ich einem eindrucksvollen, die Widersprüche der Hesse-Rezeption und Kritik thematisierenden Vortrag von Volker Michels, dem Herausgeber der Werke und Briefe Hesses im Suhrkamp-Verlag; es schließt sich eine enttäuschend kleinteilige Debatte von Wissenschaftler darüber an.

Um so spannender wird für mich der Stadtgang mit dem Bürgermeister Günter Riemer. Von Beruf Ingenieur, erklärt er mir sein durchgesetztes Konzept der Verkehrsberuhigung. Ich begreife, ihm haben die Kinder diesen wunderbar gefahrlosen, freien Spielraum zu verdanken.

Das sei nicht unumstritten, meint er. Nun würden die Beschwerden über Abgase und Lärm durch Autoverkehr abgelöst von denen über Lärmbelästigung durch Kinder. Diese Eingaben seien nicht zu unterschätzen, sie seien massiv.

Calw habe überhaupt durch seine enge Tallage ein riesiges Verkehrsproblem. Es gibt nur zwei natürliche Zufahrtsmöglichkeiten, nach Süden die Nagold aufwärts und nach Norden die Nagold abwärts. Cirka 25000 Fahrzeuge zwängen sich täglich durch die Stadt. Ein Tunnel sei die einzige Lösung.

Ob ich schon einmal die Bischofsstraße, die frühere Prachtstraße Calws, entlang gegangen sei? Nein. Später, als ich die Stadtseite jenseits des Flusses ergründen will: Hengststetter Steige, Hohenfelsen Staffel, Eduard Conz-Straße, hole ich es nach. Nur ein einziges Mal laufe ich die Bischofsstraße entlang; die

Fassaden der Häuser, sehe ich, sind schmutzig und Schwefelsäure zerfrißt den für Calw so typischen Sandstein, aufwirbelnder Staub, Gestank von Abgasen, unerträglicher Verkehrslärm. Nicht auszudenken, wie es hier im November sein muß, wenn dichter Nebel tagelang im Tal liegt.

Auch vom Hochwasser 1990 und 1993, nicht zuletzt hervorgerufen durch zu starke Versiegelung, erzählt Günther Riemer, von den Entsiegelungsmaßnahmen am großen und kleinen Brühl, dort, wo sich der Spielplatz befindet.

Immer wieder müssen wir stehen bleiben. Der Bürgermeister wird angesprochen, die unterschiedlichsten Dinge werden ihm vorgetragen, kurze Sachentscheidungen, sein Rat scheint gefragt. Oder er ist es, der Bürger anspricht, fragt; Persönliches: die Krankheit der Mutter, Umzug, schulische Leistungen von Tochter und Sohn.

Ein alter Mann kommt uns entgegen, Günther Riemer stellt ihn mir als Schöpfer der Leseinsel vor. Er wohne in Altburg auf der Höhe, erzählt mir der Gärtner, zweimal am Tage komme er in die Stadt herunter, sehe nach dem Rechten, passe auf, daß nichts zerstört werde, hebe Zigarettenkippen und weggeworfene Papiere auf, fege sie Stufen.

Zum Abschluß unseres Rundganges lädt mich der Bürgermeister zu einer Schwarzwaldforelle in den Gasthof "Zum Rößle" ein. Die kleine Lektion in Sachen Kommunalpolitik läßt mich auf manches im Stadtorganismus aufmerksam werden, was ich ohne Günther Riemer nicht wahrgenommen hätte.

Es gibt ein zweites Essen der Stiftung. Die Geldgeber. Der Sparkassendirektor Jürgen Teufel. Ich lerne Thomas Vogel kennen, den in Tübingen lebenden Schriftsteller, er arbeitet für den Süddeutschen Rundfunk und ist Mitglied der Calwer Jury.

Paul Rathgeber, Stadtarchivar und Leiter des Hesse- Museums in Calw, erneuert seine Einladung von der ersten Begegnung. Ebenso der Leiter der Volkshochschule und die ehemalige Gymnasiallehrerin Ingrid Weise.

Freundliche Angebote. Aber kein Muß.

Bei diesem Essen lerne ich auch Marie Luise Bodamer kennen. Sie ist eine Nichte Hermann Hesses. Ist 150 groß, ist zierlich, bewegt sich äußerst lebhaft. Sie soll achtundachtzig Jahre alt sein. Unmöglich!

Sie ist in Calw aufgewachsen, im Gundert-Haus an der Nagold, hat vier Kinder aufgezogen und erzählt von zwölf Enkeln.

Ich besuche sie. Die Jugendstilvilla, in der sie lebt, ist voller originaler Bilder und Erinnerungsstücke an die Grundert- und Hessefamilien. Ein Flügel steht im Wohnzimmer. Sie schildert, wie sie 1935, als Neunzehnjährige, erstmals ihren Onkel in Montagnola in der Schweiz besuchte, später noch mehrmals.

Als ich einen Blick in ihren üppigen Garten werfe, weiß ich, woher die Blumen kommen, die jede Woche – die Stiele sorgsam feucht umwickelt – vor meiner Wohnungstür liegen. Nie stört sie, klingelt nicht, ruft nicht an.

Dennoch sehen wir uns noch öfters, sie zeigt mir die Gräber der Hesse-Vorfahren auf dem Friedhof, sie überzeugt mich, in einer lauen Julinacht einer Aufführung von Werner Henzes Kinderoper "Pollincino" auf der Freilichtbühne des Klosters Hirsau zu besuchen, ich erlebe die Schüler der Calwer Musikschule und die Aurelius-Sängerknaben.

Marie Luise Bodamer ist auch bei der Begegnung mit Werner Spec zugegen.

Eine anregende zauberhafte kleine Person. Leider weilt sie, jetzt, da ich dies schreibe, nicht mehr unter den Lebenden. Ebenso wie der wunderbare Bernhard Zeller, der Ende 2008 verstarb.

Das von vielen Erlebnissen und neuen Menschen erfüllte Vierteljahr in Calw.

Frau Ruff von der Stiftung bittet um eine Lesung vor Schülern im Nachbarort Nagold. Kluge Fragen, ein lebhafter Streit um das Zusammenleben von Christine und Goethe.

Mit Manuela Epting, der jungen Kulturreferentin der Stadt, fahre ich nach Tübingen. Auf den Weg dorthin besuchen wir Thomas Vogel, wir sitzen im Sonnenlicht in seinem Garten. Ein weiter Blick in das Land. Dann der Friedhof, Hölderlins Grab.

Am 2. August bin ich wieder im Kloster Hirsau, auf der Freilichtbühne findet eine Aufführung von Schillers "Räubern" statt.

Das am 26. Juli begonnene Schiller-Kapitel will nicht voran, die Sätze schleppen sich mühsam.

Habe ich die Schreibmaxime meines alten Freundes Erwin Strittmatter: Beharrlichkeit und Beschwingtheit in ausgewogenem Zustand einseitig zugunsten der Beschwingtheit verschoben?

Zu viele Verführungen?

Ich ermahne mich. Lasse wieder Zeitgeiz walten. Keine Ablenkungen. Der Arbeitsrhythmus: morgens schreiben, nachmittags das Material, am Abend es im Kopf sortieren, um das Schreiben für den nächsten Tag vorzubereiten.

Meine abendlichen Wanderungen über all die Monate in Calw gehören zu den schönsten Erinnerungen an die Stipendiatenzeit.

Drei Stunden oder vier bin ich stets unterwegs. Um die Stadt zu verlassen, muß man – außer man wandert an der Nagold entlang zum Kloster Hirsau – aus dem Talkessel heraus. Dreihundert Meter Höhenunterschied. Zwischen 330 und 630 Meter ü.N.N. liegt die Stadt.

Aufstieg über die gewundenen Gassen und Straßen, durch die schmalen Pfade zwischen den Nutzgärten. Überall Stufen, Treppen, Mauern, überwuchert von rötlichen Rupprechtskraut, Weidenröschen, Mauerraute und Krätzflechte. Auch an und auf den vielen Trockenmauern Moose, Farne, Flechten.

Meist aber nehme ich den Weg über den Stadtgarten mit seinen schönen alten Bäumen, den Rotbuchen, Winterlinden und der so selten gewordenen Bergulme. Steil aufwärts führende Wege.

Dann für eine lange Strecke die Füße auf dem federnden Waldboden. Das Wildschweingehege. Die Frischlinge, die ich über Monate wachsen sehe. Manchmal ein kleiner Umweg über den Wölfisbrunnen, wo Ludwig Uhland seine einsamen Wege ging.

Schließlich das Heraustreten aus dem Wald: eine sanfte augenfüllende Landschaft, weite Flächen, übervoll mit Blumen in allen Farbnuancen, Gelb, Blau und Rot, diese Wiesen schon Mitte Mai reif für die erste Mahd. Und Streuobstwiesen, wie ich sie in solcher Vielzahl noch nie gesehen habe. Die Kirschen sind reif, die Zweige hängen schwer herab, locken; Mundraub, ich pflücke, pflücke, esse, tue es den Staren gleich. In keinem Sommer habe ich soviel Kirschen gegessen wie 2003 in Calw.

Der erste Ort, den ich berühre, ist Speßhardt, einst ein Dorf, ein Weiler, jetzt, wie dreizehn andere, eingemeindet, zur Stadt Calw gehörend. Von Speßhardt laufe ich bis Weltenschwann, manchmal biege ich vorher ab, laufe einen Bogen, Altburg, Alzenburg, Spindlershof. Der Blick von der Höhe – Calw liegt im Tal versteckt – auf die gegenüberliegende weit entfernte hohe Ebene. Auch dort kleine Ortschaften, meist Neubausiedlungen; das auf die Höhen hinauf gewachsene Calw.

Über die Altburger Straße und den Vorstadtweg steige ich wieder in die Stadt hinunter, auf der Schillerstraße das Dächermeer und den Kirchturm lange im Blick.

Oder ich gehe einen andern Weg, wandere nach Heumaden und Stammheim. Einmal auch nach Zabelstein.

Freilich ist es nicht meine von Rognäs in Nordschweden gewohnte Stille und Einsamkeit. Unvermittelt durchzieht eine dicht befahrende Verkehrsstraße den Wald, der Autolärm verstummt nie ganz und von überall her ist das Klingeln des Eisverkäufers zu hören.

Aber letzteres ist in diesem Sommer verständlich. Es ist ein ungewöhnlich warmer Sommer, es wird heiß und heißer.

Zum zweiten mal werden die Wiesen gemäht. Abends sitzen auf ihnen die Katzen wartend vor den Mauselöchern.

Ende Juni, Anfang Juli sind die Felder größtenteils schon abgeerntet, das Gelb der Stoppeln wird zum unscheinbaren Grau. Eine große Trockenheit.

Und im August zieht in Calw bereits der Herbst ein. Die Trauben werden reif, was – so sagen die Leute – seit dem Weinanbau in Württemberg noch nie geschehen sei.

Das Thermometer klettert tagelang auf 36 bis 38 Grad. Am 8. August sagt der Wetterbericht für Baden-Württemberg 40 Grad voraus.

Auch in Nordschweden – ich telefoniere mit meinem Sohn Joachim und dem Kindeskind – sind es 35 Grad, die Flüsse trocknen aus und das Wasser wird knapp.

Ganz Europa stöhnt unter der Hitze; Dürre, Unwetter, Zeltplätze werden überschwemmt, Bäume stürzen um, es gibt Verletzte und Tote.

Die Wanderung durch Schillers Leben. Die Klause unter dem Dach. Trotz Hitze ist es in ihr auszuhalten. Die Stipendiatenwohnung ist erstaunlich gut isoliert. Lasse ich tagsüber die metallenen Rollos herab und kühle in der Nacht mit Durchzug, steigt die Temperatur nie über 25 Grad.

Wenn ich sie zu meinen abendlichen Wanderungen verlasse – je heißer der Tag ist, desto später – schlägt mir die im Talkessel stehende Hitze heftig entgegen und nimmt mir fast den Atem.

Scheinbar unbeirrt davon sitzen wie stets die vier alten Männer, Italiener, auf der Bank vor dem Haus. Wohin ich heute wolle, Warnung vor Verlaufen, Wetteraussichten. Fragen und Antworten wie immer. Gegenseitiges Guten Abend wünschen.

Der anstrengende Aufstieg in der brütenden Hitze.

Auch der Wald, der im Mai noch Kühle bot, ist inzwischen aufgeheizt. Der kleinen köstlichen Erdbeeren im Schatten der Wälder sind vertrocknet, auch zum großen Teil die Beeren an den wild wuchernden Brombeerhecken; vereinzelt reife Früchte, durch die fehlende Feuchtigkeit aber winzig. Das Gleiche bei den Blaubeeren.

Der Schritt ins Freie. Auf den durch abgeerntete Felder führenden Wegen bewegt sich, nach Sonnenuntergang, die Luft zuweilen leise – schon das eine Erleichterung.

Auf den Streuobstwiesen hängen die alten knorrigen, phantastisch ausladenden und mitunter bizarren Bäume übertoll von kleinen, noch unreifen, aber schon von fernher leuchtenden Äpfeln und Birnen.

Welche Sorten mögen es sein? Parmain Royal, Renette von Montbron, Rother Sommercalville oder Muskatellerbirne?

Ich höre meine Großmutter, wie sie den Geschmack der Früchte schon auf der Zunge, die Namen genüßlich ausspricht. Sehe mich als Kind mit ihr über die Streuobstwiesen gehen, die ihr im thüringischen Bad Blankenburg gehörten und auf die sie so stolz war. Sie kannte die einzelnen Sorten genau.

Und ich komme in meinem Manuskript zu Schillers Vater. Vom Soldatenberuf führt ihn sein Weg zu dem des Gärtners. Die Obstbaumzucht ist seine *Lieblings Beschäftigung*. Ein Autodidakt, auf dessen Geschick Herzog

Carl Eugen aufmerksam wird, er ernennt ihn zum herzoglichen Garteninspektor auf Schloß Solitude und beauftragt ihn, dort eine Baumschule anzulegen. 4000 Setzlinge soll Johann Caspar Schiller von seinen Anpflanzungen in Ludwigsburg mit nach Solitude genommen und innerhalb von elf Jahren den Baumbestand auf 22400, schließlich auf 100000 erweitert haben. Eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle für den Herzog, ihm verschafft durch Fleiß und Geschick von Schillers Vater.

Die abendlichen Gänge über die Obstwiesen und an den Nachmittagen die Lektüre: Johann Caspar Schiller "Die Baumzucht im Grossen aus Zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Ertrag beurtheilt". 1795, ein Jahr vor dem Tod Johann Caspars erschienen, liegt es in einer schönen Neuauflage von 1993 vor.

Ich lese von Okulieren und Baumschnitt, von Bewässerungs- und Düngetechniken, betrachte die schönen Abbildungen der Apfel- und Birnensorten, die Schillers Schwester Christophine gezeichnet und getuscht hat. Berausche mich am Klang der Namen: *Süsser Sonnenapfel, Süsser gelber Silberling, Rosenapfel, Princessenapfel, Doppelter Gulderling, Einfache Grethe, Doppelte Grethe, das seidene Hemdgen, Wintersteifling, Süsser Ribbert, Anis- und Fenchelapfel, Danziger Kantenapfel.*

Ich finde auch die von meiner Großmutter bevorzugten Sorten: *Parmain Royal, Renette von Montbron, Rother Sommercalville.* Und bei den Birnen die *Muskatellerbirn.*

Weiter die *Zuckerbirn, Goldbirn, Herbst Bergamotten, Rousselet, Diamantbirn, Gold Pergamotten, Gesegnete Birn, Ambrette* und schließlich *Je länger je lieber* und die *Englische Königin.* 111 Apfel und 96 Birnensorte führt Johann Caspar Schiller auf.

Nach der Lektüre dieses Buches bin ich überzeugt, all die Bäume auf den Streuobstwiesen und in den Nutzgärten in und um Calw gehen auf Setzlinge und Jungbäumchen von Schillers Vater zurück.

Auf meinen Wanderungen versuche ich, die Sorten herauszubekommen. Könnte ich nur Bauern fragen. Aber ich begegne keinen. Und wenn, säßen sie, wie während der Erntezeit, unansprechbar in den Kabinen ihrer großen über die Felder dröhnenden Maschinen, riesige Staub- oder Strohwolken hinter sich ziehend.

Zudem, wer geht schon in dieser Hitze spazieren? Meine gelegentlichen Versuche, in den Dörfern und kleinen Ortschaften über die Gartenzäune Erkundigungen einzuziehen, verlaufen – überraschend für mich nach all den vielen Fachgesprächen im Schwitzraum der Sauna – meist erfolglos.

Einmal kommt mir mitten über eine Wiese am Hang ein Mann mit einem Hund entgegen, unverkennbar ein Einheimischer. Er wird es wissen. Er weiß es nicht.

Stattdessen verwickelt er mich in ein Gespräch über Zecken. Zeigt mir das Zeckenhalsband, das sein Hund trägt. Aber es sei schwer gesundheitsschädigend. Warum er es dann seinem Tier anlege? Er sei alt, würde sowieso bald sterben, da käme es nicht mehr darauf an. Einem jungen Hund würde er das niemals zumuten.

Er klärt mich auf, was der Mensch gegen Zeckenbefall tun könne; die Gegend sei rotes Gebiet, Höchstwarnstufe. Aber ich habe, wie wohl jeder Sommerstipendiat in Calw, meinen Zeckenbiß schon hinter mir und nach vier Wochen bestätigt mir Dr. Lutz, nichts sei zurückgeblieben, alles sei in Ordnung.

Der August steuert seiner Mitte zu. Die Tage werden schon merklich kürzer. Bei meiner Rückkehr nach Calw dämmt es schon, unten in der Stadt brennen die ersten Lichter. Wenn ich über die Burgsteige auf den Marktplatz oder über

Zwinger und Salzgasse hinunter komme, der Lärm der Kinder, kreischend stieben sie um die Hausecken, die Dunkelheit ist – ich entsinne mich an mein Kindsein – ein zusätzlicher Reiz.

Ich muß Abschied nehmen.

Gern würde ich noch bleiben. Aber meine Zeit geht zu Ende.

Elisa und Timmi sind nicht zu sehen, vielleicht sind sie mit ihren Eltern in Sizilien.

Ein letztes Mal die Oase der Leseinsel. Das Wasser fließt träge und spärlich. Hesses Stimme an der Quelle ist kaum vernehmbar.

Nicht ein einziges Buch von Hermann Hesse habe ich in Calw gelesen. Was würde Siegfried Unseld dazu sagen? Ich sehe seine schwere gedrungene Gestalt vor mir. Skeptisch würde er mich ansehen, vielleicht lächeln, gewiß aber sagen: richtig, tausend Seiten Schiller sind jetzt wichtiger.

Vor einem dreiviertel Jahr habe ich meinen Verleger verloren, im Oktober 2002 ist er in seinem 78. Jahr gestorben. Aber noch immer gibt es für mich in allen Arbeitsfragen die Zwiesprache mit ihm.

Konzentriere Dich würde er mit väterlich strenger Verlegermiene sagen und in seinem steten Vorwärtsdrängen mit Sicherheit die Frage anschließen: Wann habe ich das Manuskript auf meinem Tisch?

Und heftig würde er den Kopf schütteln, wenn ich ihm den Termin nennen würde, kategorisch auf einem früheren bestehen.

Ich entsinne mich an "Christiane und Goethe". Sein wiederholtes: *vor*, nicht *zum* 250. Jubiläum müsse das Buch da sein. Sein Mutmachen, sein Mit-Lesen, Drängen, seine Hilfe, der Untertitel "Eine Recherche" ist von ihm. Unser erbitterter Streit um einen einzigen Buchstaben, das *a* in *Christiana*. Natürlich trug er den Sieg davon.

Die intensiven Monate in Calw. Niemand hat mich mit Fragen bedrängt, woran ich schreibe. Niemand Ansprüche gestellt. Nur freundliche Angebote. Und kein Vorwurf, wenn ich sie nicht annahm.

Das hat mir Arbeitsfreiheit verschafft.

Ein fröhliches Abschiedsessen der Stiftung. Mein Dank dafür an die Stipendiengeber.

Letzte Einkäufe, bei denen, die mich freundlich bedienten, die Metzgersfrau, das Ehepaar im Reformhaus; die drei Generationen im türkischen Laden, die auf einen zustürmten und nach den Wünschen fragten, die füllige Alte, ihr Sohn und der seinen Vater imitierende Enkel der Fülligen.

Händeschütteln der vier Italiener auf der Bank vor dem Haus.

Den Abend des 15. Augusts verbringe ich mit meinem Nachbarn Piet Schaber. Mit Fackeln hat er die Terrasse in Licht getaucht. Jeder von uns hat etwas gekocht. Wir essen, trinken Wein. Sprechen über die Zukunft, die der Stadt, die unsere, er erzählt vom Geschäft und von seinem Engagement im Kinderschutzbund. Bis Mitternacht im Schein der brennenden Fackeln.

Noch in der Nacht trifft mein Sohn Tobias ein.

Alles ist zur Abfahrt vorbereitet. Die Bücherkisten sind gepackt. Auch die Bände der Schiller Nationalausgabe sind verstaut, sie werden mit nach Berlin reisen, Professor Zeller hat freundlichst die Leihfrist bis zur Beendigung des Manuskriptes gedehnt.

Am Morgen hilft mir Tobias beim Umräumen. Als wir den Schreibtisch in das vordere, zur Straßenseite gelegene Zimmer zurücktragen, fällt mein Blick auf den Fernseher mit Satellitenempfang und mir wird bewußt, daß ich ihn nicht ein einziges Mal eingeschaltet habe.

Treppauf, treppab, der Fahrstuhl ist defekt. Dann ist alles im Auto verstaut. Ein letzter Gang durch die Stadt, der Blick von oben. Ich würde Tobias

gern mehr zeigen, all die schönen Stellen, aber die Zeit ist zu knapp. Termine bedrängen ihn: Materialien für einen Medizin-Kongreß, eine Messe in Spanien und ein Theaterprogramm müssen fertig werden.

So beenden wir unseren Stadtgang unten an der Nagold in der schönen Gartenwirtschaft. Am Nebentisch das kroatische Ehepaar, das ich hier mehrfach traf, in der immer überfüllten Lokal saß man nie allein, immer gab es Gespräche mit fremden Leuten.

Tobias probiert den vorzüglichen Flammkuchen, wir bestellen einen zweiten, trinken Faßbrause und einen Kaffee und schlendern dann zum Parkhaus.

Gegen acht Uhr am Abend des 16. August 2003 verlasse ich mit meinem Sohn nach genau dreiundneunzig Tagen Calw; bereichert durch viele Erlebnisse und Begegnungen, im Gepäck zweieinhalb annähernd fertige Kapitel und viele Entwürfe für mein Buch über Friedrich Schiller.

Am Meer, 10. Juni 2009